

In freier Stunde



(20. Fortsetzung)

(Nachdruck verboten)

Urheber-Rechtsschutz durch Verlag Oskar Meister, Werdau

„Ich weiß! Ich weiß! Es war alles wie verhext. Ich bekam keine Verbindung mit Thormeyer und wußte nicht, daß Sie eingeweiht waren. Hören Sie, ich habe eine andere Insel gefunden, eine Stunde von hier, Buchenau heißt sie. Sie ist etwas größer, hat Steilufer an einer Seite, ist in jeder Weise besser geeignet als Standquartier für Versuchsfahrten. Sie liegt sogar abgeschlossener. Auf alle Fälle ist es für Neugierige schwieriger, sie aufzufinden. Kann Sie das nicht veranlassen, dieses Eiland dagegen einzutauschen?“

Er sieht sie verwundert an.

„Ich verstehe Ihr Interesse nicht, Fräulein Doktor, mir diese Insel abspenstig zu machen. Wir haben gekauft — also ist der Fall für die Amag erledigt. Diese Insel genügt unseren Ansprüchen vollkommen, ich sehe nicht ein, weshalb wir die ganze Sache noch einmal umändern sollen.“

„Es haben sich hier fünf Menschen gefunden, die ich schämen gelernt habe, Herr Doktor. Sie haben hier ihre Sommerheimat, abseits von allen Straßen. Es wäre ein Verbrechen, sie ihnen zu nehmen. Sie begreifen es vielleicht nicht, können es auch kaum, wenn ich es Ihnen so einfach sage. Aber kommen Sie mit mir, lernen Sie diese Männer kennen und sei es nur einen Tag! Wenn Sie nur ein wenig Gefühl, Einfühlungsvermögen haben, werden Sie die kleine Mühe nicht scheuen, die es machen würde, auf unsere Insel zu verzichten und Buchenau zu kaufen.“

Korff lacht hellauf.

„Aber liebes Fräulein Doktor! Was ist denn in Sie gefahren!? So hab' ich mir Thormeyers rechte Hand wirklich nicht vorgestellt. Wo sollten wir hinkommen, wenn wir uns von Gefühlsduseleien leiten lassen? Nein, nein, so leid es mir tut, einer schönen Frau etwas abschlagen zu müssen, aber das ist unmöglich. Und nun müssen wir wohl gehen, sonst denken Ihre Freunde am Ende noch, wir wollten Sie entführen. Hallo! Friedrich, nimm die Meßlatten mit und das Bandmaß. Wir werden gleich ausmessen, wie wir die Baracken am besten aufstellen.“

Annemarie schließt die Augen. Nun ist alles aus. Sie hat es geahnt, daß es Wahnsinn war, Korff umstimmen zu wollen. Der Ertrinkende greift nach jedem Strohalm! Du lieber Gott! Wie wahr ist's doch, was sie oft als Phrase belacht hat!

Wie erschlagen geht sie hinter den beiden her, die sich rotweiße Meßlatten auf die Schultern geladen haben. Korff ist schon vorn bei den andern.

„Grüß Gott, meine Herren!“ nickt er den Wartenden zu, die ihn stumm und fragend ansehen. „Sie haben eine sehr hübsche Sommerfrische hier, wie ich sehe. Kaltbootfahrer, nicht wahr? Natürlich, da stehen ja die Zelte! Hübsch, hübsch, diese Ruhe, diese Einsamkeit, das richtige Paradies. Schade, daß das nun alles vorbei ist. Glauben Sie mir, es tut mir leid, aber es geht halt nicht anders. Na, Fräulein Doktor Ohlsen wird Ihnen das ja alles schon gesagt haben. Nicht wahr, Fräulein Doktor?“

Er blickt sich freundlich lächelnd zu der langsam Heranschreitenden um.

Thiele Hartmann faßt sich zuerst. Er sieht einen wohlüberlegten Lebensplan ins Wanken kommen, einen Lebensplan, bei dem die Schneiderin Annemarie Ohlsen eine gewichtige Rolle zu spielen hatte.

„Wo ist denn man hier ein Fräulein Doktor?“ knurrt er Korff an. „Was reden Sie denn für'n Blödsinn? Geh'n Sie mit Ihren Zigaretten hin, wo der Pfeffer wächst, aber bei uns können Sie auf diese Art keine Blumentöpfe gewinnen. Und wenn Sie noch drei so feine Kästen ranschleifen wie die Tolle da draußen. Das Mädchen da ist eine gewöhnliche Schneiderin, hat mit Doktorei nichts zu tun.“

Erstaunt und hochmütig tritt Korff einen Schritt zurück. Seine Augen werden klein und scharf, als er den Burschen anblickt, der so zu ihm spricht. Im gleichen Augenblick aber wird ihm manches klar.

Schneiderin?! Die Reise infognito?! Wie lieblich! Na, das hat er ja schön verpaßt! Aber was geht ihn das Theater schließlich an?

„Ach sooo . . .!“ meint er dann langgedehnt. „Jetzt verstehe ich! Schade, daß ich da wie ein Tollpatsch hineingetappt bin! Schade! Aber schließlich hätte das Versteckspielen ja doch ein Ende haben müssen. Nicht wahr, Fräulein Doktor? Die Amag schickt Sie schließlich nicht nur zur Erholung her.“

Alle Augen blicken gespannt auf Annemarie. Die fühlt, daß sie sich jetzt ihr Todesurteil sprechen muß. Ihr erstes. Das zweite, schrecklichere, wird drüben im Blockhaus gefällt werden.

„Ja,“ kommt es tonlos von ihren Lippen. „Sie haben recht, Korff. Das Spiel ist zu Ende.“

Schorf ist aufgefahren. Korff??!! Das ist also der Mann? Was will der hier? Das ist der Mann, der Hambacher zu Tode hezte . . .

„Maxl,“ fährt Annemarie fort und versucht ein wenig zu lächeln. „Seien Sie nicht böse zu Monita. Die ist echt, nicht wie ich . . . eine kleine Schneiderin. Sie hat von meiner Aufgabe nichts gewußt, und daß ich einen falschen Namen trug, kann ja für sie keine Belastung sein. Ich möchte nicht, daß ihr euch deswegen entzweit . . .“

„Ich weiß, daß sie echt ist. Dazu bedarf es Ihrer Bestätigung nicht mehr, Fräulein Doktor.“

Ist das noch der große Junge, der prächtig schwimmt und abends Geige spielt? Da steht plötzlich ein fremder Mann, der sie sehr gleichgültig, fast feindselig anschaut, die andern treten beiseite, man ist sich nicht klar, was hier geschehen soll.

„Da steht ja eine Blochhütte,“ meint Korff. „Großartig!“ Er hat sich sofort im Gelände umgesehen. „Die können wir als erste Unterkunft vorzüglich gebrauchen. Vielleicht lassen wir sie überhaupt stehen.“

Ich muß ihm nach! denkt Annemarie entsetzt und will hinterherlaufen. Aber da ist Vater Heinrich neben ihr und packt sie am Arm.

„Bleiben Sie jetzt hier!“

„Aber dort . . . in der Hütte ist der Doktor! Ich muß dabei sein!“

„Was die zwei miteinander reden, ist besser ohne Zeugen gesprochen.“

„Lassen Sie mich los! Sie haben keine Ahnung, um was es geht!“

Wütend reißt sie sich los und läuft Korff nach. Vater Heinrich blickt kopfschüttelnd hinter ihr her. Lauf nur hin! denkt er für sich. Ich hab' dir's ersparen wollen vor den Fremden. Ich kenn doch unsern Doktor! Nun mußt du's durchbeißen . . .!

Langsam geht er den beiden nach. Er will in der Nähe sein, er wittert Gefahr. Gelogen hat sie ja, die Annemarie, aber er kann's nicht helfen, dahinter steckt ein wenig mehr als eine kleine Betrügerin. Er hat sie gern, die kleine Schneiderin, die gar keine ist, und kann ihr nicht richtig böse sein . . .

Korff steht oben am Blochhaus, klopft an die Tür und will eben ringsherum gehen, um sich von dem Zustand des Häuschens zu überzeugen. Primitive Arbeit! denkt er. Da steht plötzlich Heinz Ohlendorff auf der Schwelle. Einen Augenblick sehen sich die Männer verwundert an. Keiner von beiden glaubte, den anderen hier zu finden.

„Donnerwetter! Schau, schau!“ sagt Korff, der als erster die Sprache wiedersindet. „Das ist doch der Ohlendorff aus meinem Konstruktionsbüro! Was machen Sie denn hier? Hallo . . . Fräulein Doktor! Denken Sie bloß, wen ich hier treffe! Einen Mann aus meiner Abteilung. Amag umspannt die Welt! Gibt's einen besseren Beweis? Wo's schön ist, trifft sich alles . . . die rechte Hand des Generaldirektors.“ er weist mit einer Verbeugung auf sie, dann auf sich und Ohlendorff — „der Chefingenieur, der einfache Zeichner. Uffig, was?“

Er lacht herzhaft. Wenigstens soll es so klingen, damit die etwas eigenartige Lage sich ändere, denn in Wirklichkeit ist ihm beim Anblick des finsternen Menschen, dieses Ohlendorff, gar nicht sehr rosig zumute. Der Mann war ihm nie sympathisch, außerdem hat er jetzt so eigenartige Augen.

„Was wollen Sie hier, Korff?“

Heinz Ohlendorffs Stimme ist dunkel vor Erregung. Es klingt so etwas wie eine Drohung darin.

Korff ändert sofort den Ton. Er ist nicht feige, er lehrt einfach den Vorgesetzten heraus.

„Das könnte ich mit gleichem Recht fragen. Außerdem verbitte ich mir Ihren Ton. Aber damit Sie im Bilde sind: Diese Insel ist von der Amag künstlich erworben, wir werden den neuen Motor hier ausprobieren. Fräulein Doktor Ohlsen und ich sind im Auftrage des Herrn Generaldirektors Thormeyer hier.“

„Fräulein Doktor Ohlsen . . . die Direktionssekretärin?“

„Ja, natürlich! Ich denke, die kennen Sie? Die Dame ist seit einigen Tagen hier, um Erkundigungen einzuziehen, und Sie tun, als sei Ihnen das etwas gänzlich Neues. Sie wollen mir doch nicht etwa weismachen, daß Sie das Märchen von der Schneiderin geglaubt haben? Zu ulkige Sache!“

„Halten Sie Ihren Schnabel davon, Korff. Das geht Sie und Ihre schmutzigen Finger nichts an. Das ist meine Angelegenheit.“

„Was erlauben Sie sich? Vergessen Sie, mit wem Sie reden? Ich fordere, daß die Insel innerhalb vierundzwanzig Stunden geräumt ist, verstanden? Ich wünsche keinerlei weitere Verhandlungen mit Ihnen zu führen. Wenn Sie noch Aufklärung haben wollen, wenden Sie sich an diese Dame. Sie wird Ihnen bestätigen, daß die Amag die rechtmäßige Eigentümerin ist. Also suchen Sie sich für Ihre Sommerfrische gefälligst einen anderen Platz. Und wenn Sie glauben, daß Sie Ihre unverschämten Bemerkungen hier ungestraft vorbringen können, dann irren Sie sich. Sie sollen mich erst kennenlernen!“

„Ich kenne Sie, Korff. Seit der Geschichte mit Hambacher weiß ich, daß Sie ein Schweinehund sind.“

Korff schießt bei dem Namen Hambacher alles Blut ins Gesicht. „Sie sind entlassen, Herr Doktor Ohlendorff!“

„Das weiß ich. Ich wäre auch ohne Ihre Mitteilung nicht wiedergekommen. Es war überhaupt schon viel zu lange, daß ich unter einem Kerl, wie Sie es sind, gearbeitet habe.“

„Grecher Lummel!“

In maßloser Wut hebt Korff die Faust. Aber Ohlendorff sieht ihn nur ruhig an.

„Machen Sie kein Theater. Sie wissen genau, was Ihnen geschieht, wenn Sie mich anrühren!“

Korff wird weiß wie Kalk. Ohlendorff ist einen Kopf größer als er und sieht aus, als sei mit ihm nicht zu spaßen.

Heinz schiebt ihn jetzt wie eine Figur beiseite und geht auf Annemarie zu. Sie sieht ihn entsetzt an. Jetzt kommt der Augenblick, vor dem sie gebangt hat seit zwei Tagen.

„Fräulein Annemarie . . . ich möchte ein paar Fragen an Sie stellen. Alles andere ist jetzt gleichgültig. Lügt dieser Mensch?“

Annemarie schließt die Augen. Sie ist am Ende ihrer Kräfte.

„Lügt dieser Mensch? Sagen Sie „Ja“ und alles ist gut. Ich verspreche Ihnen, daß ich ihm kein Haar krümme. Er soll unbehelligt gehen, woher er gekommen ist. Lügt er?“

„Nein . . .“ haucht sie, „es ist alles wahr.“

Einen Augenblick steht er wie betäubt, als könne er es nicht begreifen, dieses Nein. Dann sinkt er ein ganz klein wenig in sich zusammen, wie ein Mann, der einen bösen Schlag erhalten hat.

„Also, es . . . ist wahr!“ flüstert er. „Die hohe Direktion schickt Kundschafter aus. Und die Kundschafterin benutzte die Gelegenheit, nicht nur das Land, son-

den auch den Mann, den sie vorfindet, auszusponieren. Sie interessiert sich auffällig für seine Arbeit . . . oh, tut, als verstehe sie davon nichts, aber heimlich . . . oh, das ist sehr fein ausgedacht! Man angelt mit Liebe, mit Gefühlsduseleien, mit all dem verdammten Rüstzeug der Weiber . . . und der große Tropf fällt auch drauf rein . . .“

„Nein, nein! Das nicht!“ schreit sie entsetzt auf.
„Nein, das ist nicht wahr! Doktor Korff, lassen Sie

ihm, daß es nicht wahr ist! Heinz . . . hör doch! Hör mich doch!“

Er dreht sich entschlossen um. Sein Schritt ist etwas unsicher. Annemarie hat nicht die Kraft, ihm zu folgen. Sie steht wie erstarrt, die Füße versagen ihr den Dienst. Das ist ja alles nur ein Traum, ein entsetzlicher, schrecklicher Traum! denkt sie. Gleich werd' ich aufwachen, und alles ist vorüber . . .

(Fortsetzung folgt.)

Frau an Bord

Skizze von Marta Wolter

Es sah alles ganz einfach aus, man nimmt ein großes Futterpaket mit, wartet, bis die nächste Wache vorbei ist und schleicht dann durch die Luken in den Schiffsraum. Da macht man sich's zwischen Maschinenteilen und Säcken so bequem, wie es eben geht . . . Denkt man.

Aber man hat nicht mit den Mäusen gerechnet, und die See, lieber Himmel, als die noch aufkam — das Schiff hob sich, wie von unsichtbaren Händen getragen und fiel aufstehend in die Tiefe. Es kollerte alles drunter und drüber, und das Mädchen sah da, krumm in seinem Elend und kämpfte mit dem Magen, der unbedingt über die Zunge wollte.

Wöllich sprang die Kleine auf. Mochte sie entdeckt oder von der See hinweggespült werden, sie mußte hinaus. Von der Luke bis zur Reling waren es genau drei Sprünge, aber sie hatte noch keinen Halt gefunden, als eine mächtige Woge sie aufnahm und davontrug. Im selben Moment legte sich ein Schraalstod von Arm um sie. „Aus,“ dachte sie noch. Dann schwanden ihre Sinne.

Sie fand sich in einem schmalen Gang wieder. Ein Mann stand im dünnen Lampenlicht vor ihr, ein Mensch mit Seehundsbart. Er stieß sie mit den Stiefeln an: „Sie!“ Constanza kauerte sich verängstigt zusammen. Er hatte ein Gesicht wie das Strafgericht selber und eine Stimme wie Rost. „nen anderen Dampfer konnten Sie wohl nicht finden, was?“

Jetzt mußte es auf sie niederschmettern. Aber es geschah nichts. Man sperre sie nur in eine Kammer neben den Mannschaftsräumen. Am Morgen weckte sie der Steuermann barsch und schickte sie in die Küche. Mittags bekam sie den Käpten zu sehen. Sie hatte sich vor dieser Begegnung gefürchtet. Aber der Käpten war ein freundlicher alter Herr, nur daß einige Gläser Rum aus ihm herauswehten.

Am Morgen hatte der Steuermann gedroht, sie würde im nächsten Hafen abgesetzt werden. Vom Käpten erfuhr sie, daß vor Rio gar nicht angelegt wurde. „Komm' ich doch 'rüber?“ frohlockte sie.

„Ja, aber zurück auch,“ sagte er. Was sie denn da drüben wollte?

„Oh, ich“ — das Mädchen wollte etwas sagen, besann sich aber und bettelte nur: „Sie werden mich doch an Land lassen, nicht wahr?“

„Darf ich nicht,“ antwortete er. Und als er ihr betrübtes Gesicht sah, fügte er, ihre Hand tätschelnd, hinzu: „Woll'n mal sehen, nicht?“

Wenn es nach dem Steuermann gegangen wäre, er hätte Constanza wohl am liebsten mitten im Ozean ausgelegt. Frauen an Bord untergraben die Disziplin der Mannschaft. Der Käpten meinte, es wäre wohl besser, sie bezöge die Kom-büse neben seiner Kajüte. Nein, das wollte sie nicht. Seine Vertraulichkeit hatte nichts Väterliches an sich. Eines Abends versuchte er sie an sich zu ziehen. Da öffnete sich die Tür. Ein Kessel scheine nicht in Ordnung zu sein, sagte der Steuermann, ob er die Fahrt herabmindern solle.

Fluchend ging der Käpten mit hinaus. Der Maschinist wußte von nichts, nicht einmal der Heizer. Der Käpten sah den Steuermann an und der Steuermann erwiderte ruhig diesen Blick. Da wußte der Alte Bescheid.

Es wäre wohl noch manches geschehen, wenn der Bordfunker nicht ein Telegramm aufgenommen hätte, das dem Käpten Anlaß gab, mit dem Steuermann eine längere Unterredung zu führen. Am Schluß führte man das Mädchen in einen Verschlag neben dem Laderaum. Ein schweres Schloß schnappte zu. Constanza war gefangen.

Abends kam der Käpten in ihre Zelle und starrte sie an wie eines der sieben Weltwunder.

„Sieh' an, sieh' an, eine Hochstaplerin, und dabei unschuldig wie ein Täubchen, was?“ Natürlich leugnete sie. Mit einem

Male wußte sie auch, was sie in Rio wollte. Schade nur, daß es ihr nicht früher eingefallen war.

„In Rio übergeben wir Sie der Polizei,“ sagte der Käpten, es bereite ihm sichtlich Genugtuung, dies zu sagen.

Das Telegramm kam aus Lissabon und enthielt die Nachricht an alle Frachtschiffe, nach einer Maria Bergerot zu fahnden, die als blinder Passagier geflüchtet war. In der Personalbeschreibung hieß es: Blauschwarzes Haar, braune Augen, schlank, mittelgroß. Constanza schwor, es nicht zu sein. Aber die Beschreibung stimmte.

Die ersten Tage hämmerte sie gegen die Tür, schrie, man solle sie herauslassen. Es half doch nichts. Niemand kam zu ihr. Nur der Steuermann, wenn er Essen brachte. Er hatte die persönliche Aufsicht übernommen. Es gab kein Licht im Raum, und sie wußte nicht, wie lange sie schon eingesperrt war. Der Gedanke, daß nun alles vergebens gewesen sei, ließ sie nicht schlafen.

Sie glaubte zu träumen, als ihr der Steuermann eines Tages ein Bündel Seemannskleider vor die Füße warf und die Zellentür offenließ. „Backbord liegt 'ne Jolle. Nehmen Sie geraden Kurs. In zwei Stunden sind Sie an Land,“ sagte er barsch und verschwand.

Ausgerechnet der Steuermann mußte ihr helfen. Sie zog sich mit zitternden Händen an. Niemand war an Bord zu sehen. Alles still. Morgennebel lag schwer auf dem Wasser. Mit vorsichtigen Schlägen ruderte sie davon. Oben stand der Steuermann an der Reling und hörte das Klatschen leiser und leiser herüberklingen. Er stand und stand. Schließlich hob er die Schultern, als müsse er eine Last abschütteln. Dann meldete er dem Käpten Constanzas Flucht.

Im Hafen von Rio meldeten sie pflichtgemäß, daß die Hochstaplerin sich auf ihrem Schiff befunden habe, aber wieder geflohen sei. „Maria Bergerot? — Ist ja längst in Lissabon verhaftet worden.“ Der Polizeibeamte holte ein Bild des Polizeipunkts hervor: Blauschwarze Haare, braune Augen, schlank, mittelgroß — aber nicht das Mädchen Constanza.

In Lissabon erwartet den Steuermann auf der Rückkehr ein Paket. Die Seemannskleidung, dazu ein Zettel. Er stand an der Reling, finster und gleichmütig, wie damals, als er den Ruderschlägen nachschaute, die vom Nebel gedämpft zu ihm herüberklangen. Nun wisse er wohl, daß sie nicht die ist, für die sie gehalten wurde, und Dank und Gruß, Constanza. Im Nachhinein stand noch, sie helfe ihrem Mann auf der Farm, nur deshalb sei sie herübergefahren.

Der Steuermann zerriß den Zettel langsam und ließ die Schnipsel wie Schneeflocken über Bord flattern. Dann ging er in die nächste Hafentneipe und kam drei Tage nicht mehr zum Vorschein. „Hat wieder seine Tour,“ sagten die Leute, die ihn kannten. — Was wußten die von ihm!

Auf Leben und Tod

Die Geschichte eines Pferdes von Gerhart Titt

Die Geschichte, die ich hier erzähle, hat sich in einem kleinen masurenischen Grenzdorf zugetragen. Einige Jahre vor dem Kriege, aber es lohnt sich, sie aufzuschreiben.

Der graue Bürger Hegrim gehört noch zu unserer ostpreussischen Grenzlandschaft wie Eich, Adler und Schwarzkorn. Hat er auch sein Standrevier jenseits der Grenze in den unermesslichen Wäldern Polens, von seinen Gastrollen werden wir nie verschont. Daher rechnen wir ihn hierher, so unliebsam er uns auch ist. Meist treibt ihn der Winter in unsere Heide. 1930 aber holte er sich an einem hellen Sommertag ein Schaf von der Weide. Und je weiter wir in der Zeit zurückgehen, um so häufiger werden solche Untaten.

Also einige Jahre vor dem Weltkrieg . . . Der Herbst stand vor der Tür. Er warf die ersten braunen Blätter von den Bäumen, und die Beeren der Ebereschen leuchteten wie Korallen. Die Kartoffeln wurden heimgebracht, und der Rauch der schwelenden Krautfeuer lag über den Feldern. Der sandige Boden hatte sein Möglichstes hergegeben, die Scheunen waren voll bis zum Eulenschloß. Trotzdem — der Winter ist lang hier bei uns, und mit dem Futter muß man bei all der Fülle sparen. So ging das Vieh noch immer auf die Weide, blieb auch nichts draußen, wie es hier üblich ist. Die Pferde werden an den Vorderbeinen gefesselt und dann sich selbst überlassen.

Auf einem abgeernteten Kleeschlag weidete eine Schimmelstute, das einzige Pferd eines kleinen Kätners. Mitunter klang ein langgezogenes Wiehern von dem nicht weit entfernten Stall, woher der Wind stand. Das Fohlen, wengleich schon entwöhnt, rief nach der Mutter. Die warf auch Antwort hinüber, als wollte sie sagen: „Sei still, mein Kind! Ich bin noch da, und morgen darfst du wieder neben mir herspringen, wenn ich im Geschirr gehe . . .“

Tiefes wurde die Nacht. Die Sterne am klaren Himmel flimmerten und sprachen von nahem Frost. Das kummerte aber Lotte, die Schimmelstute, nicht. Borerst schmeckte das Gras noch, wenn's auch nicht das grünastige des Frühlings war. Es machte Spaß, so nach des Tages Arbeit hier zu bum-meln. Wenn man auch an den Vorderbeinen gefesselt war, nach jahrelanger Übung lernt man auch das. Im Anfang hatte Lotte immer versucht, die Fesseln zu zerreißen, aber das Leder war doch verdammt gut gewesen. Heute kannte sie es nicht anders, man gewöhnt sich ja an alles.

In der einsamen Birke dicht am Wege rasselte eine Gule, schrie laut und schwebte dann geipenstisch über die Weide. Hatte das etwas zu bedeuten? — Lotte spitzte die Lauscher, drehte sie nach allen Seiten, warf die Nüstern auf und holte tief Wind. — Stille wieder . . . Es mußte wohl doch nur ein Zoll-beamter gewesen sein, der seine Kunde machte. — Doch nein, was ist das? — Ein Luftzug trug eine ganz gemeine Witterung her, eine Witterung, die Lotte noch nicht kannte. Eine Witterung, die tief ins Blut schlug und das Herz pochen ließ. Sie jagte ein Zittern über das grauweiße Fell und sträubte die Haare, riß die Augen auf und gebot äußerster Wachsamkeit. Lotte sprang unruhig hin und her. Gefahr, ächzte ihr Herz in fieberhafter Erregung.

Die Augen brannten grün auf und fraßen sich durch das Dunkel. Da warf der Wind die Witterung voll und schwer in die Nüstern der Stute. Und ein Bissen sprang auf in dem Tier als Erbe des Blutes aus Jahrtausenden . . . Fliehen, ganz gleich wohin . . . Da war es aber schon heran. Ein grauer Schatten sprang nach dem Hals, konnte aber noch nicht zugreifen. Schnappte nach der Hinterhandsfessel. Wurde beiseite geschleudert . . . Ein irrsinniger Kampf begann. Ein Springen und Schlagen und Stampfen und Schnappen.

Nur immer vor dir behalten, das graue Geipenst, immer vor dir! mahnte das Blut, das durch den Körper raste. Dem grauen Würger troff der Geifer von den Leizen. Die Gier machte ihn irr. Er sprang und schnappte. Ein Schlag traf ihn, daß er aufsaulte. Lotte starrte ihn an mit fieberig grünen Augen, ihn, der sie zu neuem Sprung tatenhaft umschlich . . .

Wenn nur die Fesseln nicht wären, die Fesseln! Noch hatte sie ihn immer vor sich, kam Stück für Stück vorwärts, ihn immer treibend. Nicht weit war es nach Hause, und doch eine unendliche Strecke, wenn man sie so Schritt für Schritt erkämpfen muß. Graudurchschütteltes Wiehern drang ins Dorf. Man hörte es. Doch wer dachte Arges? Schritt um Schritt brachte Lotte den Weg hinter sich. Noch immer war des Tobenden Biß nicht geblüht.

Jetzt hatte Lotte bereits die Straße erreicht, immer noch den Geifernden vor sich. Noch hundert Meter! — Wird sie es aushalten? Schritt um Schritt, ein Sprung, ein Schlag. Hörte man sie noch immer nicht? Das Fohlen klagte laut auf im Stall. Kein Fenster wurde hell. Wie lange mochten die Kräfte noch reichen? — Aus einer Brustwunde tropfte das Blut, das Leben. Aber die Drossel hatten die spitzen Zähne noch nicht getroffen, auch nicht die Fessel der Hinterhand.

Da war die Stute am Zaun. Gleich mußte der Steg kommen und dann die kaum einen Meter breite Sauggasse zwischen Haus und Stall. Die Sekunden trochen dahin und nagten an der schwindenden Kraft. Im Hof schlug der Hund an. Scheuchte das den Räuber nicht? — Zu groß war seine Gier, zu wild sein Blut, als daß er das Bellen hörte. Und kein Fenster wurde hell, und kein Mensch nahte als Retter . . .

Noch hatte Lotte das graue Ungetüm vor sich, behielt es auch vor sich in die Gasse hinein bis zur sperrenden Mauer . . . Jetzt mußte der Endkampf kommen, jetzt mußte es sich entscheiden . . . Und die Entscheidung kam, wohl im letzten Augenblick. Die Schimmelstute bekam das rasende Ungeheuer unter die beiden Vorderhufe. Ein wildes Wenden und Drehen, aber die Last war zu schwer . . . Ein dumpfes Köcheln, lange und langsam ersterbend, dann war es aus . . .

So fand der Bauer am Morgen seine Stute in der Sauggasse zwischen Haus und Stall. Noch immer stand sie mit den Vorderhufen auf dem toten Wolf. Der war kalt und steif. Wie lange mußte sie wohl so auf ihm gestanden haben? Wie lange in grauenhafter Not und bebender Todesangst?

Als man sie in den Stall brachte, brach sie laut aufstöhnend zusammen und lag Stunden fast reglos, bis sie das erste Futter nahm.

Als sie der Bauer im nächsten Jahre auf die Weide bringen und ihr die Fessel anlegen wollte, stob sie davon und ließ sich auch nicht einfangen, solange er die Riemen in der Hand hielt. Und nie wieder bis an ihr Ende hat sie sich fesseln lassen.

Stiche mit dem Federhalter

Kleine Geschichten um Schriftsteller und Kritiker

Der oft gelesene Name

Ein Wiener Schriftsteller und Dichter wurde in einer Gesellschaft einer Dame vorgestellt. Diese sagte:

„O, ich freue mich, Sie persönlich kennenzulernen — ich habe Ihren Namen schon sehr oft gelesen.“

Darauf der Angeredete geschmeichelt:

„Ah, Sie kennen meine Romane?“

„Nein.“

„Dann vielleicht meine historischen Abhandlungen?“

„Auch nicht! — Aber Sie wohnen in dem Hause meiner Freundin, und so oft ich die besuche, lese ich im Vorübergehen die Visitenkarte an Ihrer Tür.“

Einshägung

Adalbertuno Müller-Berlin hat einmal einen Kritiker um ein Urteil über sein fünfaktiges historisches Trauerspiel „Konradino, der Letzte der Hohenstauffen“. Der Begleitbrief triefte nur so von Bescheidenheit und schloß mit den Worten:

„Sollten Sie, geehrter Herr Doktor, an meinem Stücke etwas zu bemängeln haben, sagen Sie mir nur ruhig die Wahrheit.“

Nie fühle ich mich mehr geadelt,

Als wenn ein weißer Mund mich tadelt.“

Worauf der Kritiker antwortete:

„Von mir aus können Sie sich als Großherzog betrachten.“

Steigerung

Dem Dichter E. T. A. Hoffmann, der bekanntlich Kammergerichtsrat in Berlin gewesen, las ein angehender Dramatiker sein neues vieraktiges Drama vor. Nach dem Ende des zweiten Aktes bemerkte Hoffmann:

„Aber mein junger Freund — bedenken Sie doch. Bis jetzt ist in Ihrem Stück schon so viel Verwicklung und Verwirrung, daß ich nicht begreife, wie diese Dinge in den folgenden Akten noch gesteigert werden können.“

„Oh, seien Sie unbesorgt,“ erwiderte jener, „im dritten Akt kommt ein Prozeß beim Kammergericht vor.“

Mark Twains Rat

Als Chefredakteur des Arizona Riders gab Mark Twain einmal einem jungen Schriftsteller ein Manuskript mit folgenden Zeilen zurück:

„Lieber Freund! Die Naturforscher empfehlen den Schriftstellern Fisch zu essen, weil dieses Nahrungsmittel dem Hirn Phosphor zuführt. Ich kann Ihnen im Augenblick nicht genau sagen, wieviel Fisch Sie essen müssen, aber wenn das Manuskript, das ich Ihnen jeben mit Vergnügen zurückgegeben habe, ein treues Spiegelbild dessen ist, was Sie gewöhnlich schreiben, glaube ich behaupten zu dürfen, daß ein paar Walfische von mittlerer Größe für Sie nicht zuviel sein dürften.“

Reischriften

Alle Afrikaner haben einen „Meinen, blindenden Freund“.

Sie brauchen ihn in Afrika alle — aber man kann sich einfach nicht mehr vorstellen, was die Leute hier gemacht haben, als sie noch keinen „Tin“ (Blechkanister) hatten. Was es hier an Wasserbehältern, Milch-, Mehl- und Futterkübeln, Toilette-eimern, Papierföbren oder Hoderen gibt, das ist einmal ein Tin gewesen. Im fernen Norden, wo in Wildreservaten Elefant und Nashorn noch heimisch sind, wurde eine Buschmannsfamilie getroffen, die noch wie vor tausend Jahren mit giftigen Pfeilen ausgerüstet war. Worauf sah sie? Auf großen Benzin-Tins natürlich! Ueber diesen köstlichen „Hausgebrauch“, der sich in ganz Afrika findet, berichtet in einem reizenden Bildartitel die neueste Nummer (Nr. 36) des illustrierten Blattes. Eine Bildseite „Der Eindringling“ von M. Bertina, die in humorvoller Weise über die „Störungen“ des Lebens berichtet, wird den Lesern besonderes Vergnügen machen. Auf die große historische Bilderserie „Europäische Fürstenhöfe — damals“ von Dr. Paul Sethe, die diesmal die Tage von San Remo behandelt, sei noch einmal hingewiesen. Diese sehr reichhaltige Ausgabe des illustrierten Blattes ist ab Samstag überall für 20 Pfennig erhältlich.